

Nr. 43. Bromberg, den 23. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, Regensburg.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Daheim fand Gisa ein Paket von den Albatroswerken vor. Es enthielt Skizzen des Großflugzeuges und die Kostenanschläge. Sie überstiegen die Schätzungen Willfelds noch. Dabei schrieb Direktor Altmann, daß das Werk auf jeden Verdienst verzichten wollte, im Hinblick auf die mit einem Flug um die Erde verbundene Reklame für das Werk.

Gedankenvoll betrachtete Gisa die Skizzen. Das ganze Flugzeug war auf Zweckmäßigkeit und Sicherheit eingestellt. Jeder freie Raum war ausgenutzt. Sie sah sich im Geiste am Steuer des mächtigen Vogels über Länder und Meere hinbrausen.

Zwei Tage später rief sie Baranowski an und bat sie zu einer Unterredung. Sie fühlte eine nervöse Erregung, als sie zum Bureau fuhr. Baronowski bat sie höflich Platz zu nehmen.

„Ich nehme an, Fräulein Gisbert, daß Sie bei dem Flug um die Erde keine Trickaufnahmen wünschen."

Gisa lachte.

„Nein, Herr Direktor. Ich beabsichtige, den Flug um die Erde zu machen. Das Filmmanuskript brauchte nicht geschrieben zu werden, wenn ich in der Lage wäre, den Flug selbst zu finanzieren."

„Sie scheinen sich bereits für die Kostenfrage interessiert zu haben?"

Gisa reichte Baranowski die Kostenanschläge von Junker und Albatros. Baranowski überflog die Aufstellungen.

„Meine Gnädigste, ich muß Ihr Anerbieten ablehnen. Das Risiko ist für die Hefag zu groß."

„Für den schlechtesten Film zahlen Sie mehr", rief Gisa.

„Aber ohne Risiko, das vergessen Sie bitte nicht, Fräulein Gisbert! Die Kosten für das Flugzeug wären schließlich als Risiko tragbar. Wenn aber unsere Gesellschaft als Unternehmerin auftritt, müßten wir für Versicherungen bedeutende Summen ausgeben. Das ganze Objekt wäre ein Hasardspiel um — verzeihen Sie den harten Ausdruck — um Ihrer Eitelkeit willen."

„Nein, Herr Direktor", rief Gisa aufgeregt, „das ist nicht der Grund meines Planes." Ihre Augen flammten. „Etwas leisten, was über dem Tagesdurchschnitt liegt, etwas wagen, das uns aus dem bequemen Leben des Alltags hinaushebt. Ich bin zu nüchtern, um meiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Für eine große Idee kann ich mein Leben wagen."

„Sie sehen die Sache von der idealen Seite an, ich von der kaufmännischen. Nehmen wir an, Ihr Flug gelänge nicht, so würde die Gesellschaft einen bedeutender Verlust treffen, den ich nicht verantworten könnte."

„Ihr Risiko ist gering. Ich werde den Flug von mir aus, nicht in Ihrem Auftrag unternehmen. Sie sollen nur die Hälfte der Kosten für das Flugzeug übernehmen, die andere Hälfte trage ich. Für den Fall, daß ich nicht zurückkehre, sollen Sie sich an meinen Hinterlassenschaften schadlos halten, an Auto, Sportflugzeug und dem Rest meines Bankguthabens. Ihr Verlust könnte höchstens dreißigtausend Mark betragen."

Baranowski sah sie vergnügt an.

„Ich sehe, Sie haben sich mit der finanziellen Seite genügend beschäftigt. Sie müssen mir aber zu meiner Entscheidung noch Zeit lassen. Ich werde Ihren Vorschlag dem Aufsichtsrat der Hefag unterbreiten."

„Ich bitte nur darum, Ihre Entscheidung nicht zu lange hinauszuschieben. Der Bau des Flugzeuges muß in Auftrag gegeben werden, wenn ich die günstigste Zeit des Frühjahrs für den Flug nicht verstreichen lassen will."

„Ich werde Ihnen in einigen Tagen Bescheid zukommen lassen, Gnädigste."

*

Nach einigen Tagen erhielt Gisa von Baranowski einen zustimmenden Bescheid. Sie unterschrieb einen Vertrag, der eine finanzielle Beteiligung der Hefag an dem Flug vorsah, ohne daß die Gesellschaft als Unternehmerin auftrat. Bei Gelingen des Fluges wurde Gisa eine bedeutende Summe für die Erwerbung des Filmes sowie Übernahme der gesamten Unkosten zugesichert. Als Filmoperateur sollte Stürbeck den Flug mitmachen, doch nicht als Angestellter der Hefag, sondern er sollte während der Zeit beurlaubt werden.

Gisa lief wie in einem Freudentaumel umher. Sie feierte mit Stürbeck ihren Sieg bei einem opulenten Souper in einem gemütlichen Weinrestaurant.

Gisa depeschierte an die Albatroswerke und bat um eine Besprechung wegen des Flugzeugbaues. Sie hoffte, daß Willfeld kommen würde. Nach einigen Tagen meldete sich Diarektor Altmann bei Gisa an. Er entschuldigte sich, daß er sich nicht auf Besprechungen der technischen Einzelheiten einlassen könnte. Dr. Willfeld, der dafür maßgebend sei, befinde sich bis Anfang Januar in der Schweiz in Urlaub. Altmann setzte einen Lieferungsvertrag auf, in dem sich das Werk verpflichtete, das Flugzeug bis zum April startbereit zu haben.

Nun erst sah Gisa ihr Unternehmen gesichert. Sie fand nach den Aufregungen der letzten Wochen ihre Ruhe wieder. Zielbewußt bereitete sie sich auf den Flug vor. Sie legte in Gedanken die Route fest, studierte die Karten und die meteorologischen Verhältnisse der Erde.

Maria Andreas traf sie über Karten und meteorologischen Büchern, als sie Gisa eines Abends besuchte.

„So ist es wahr, daß du einen Flug um die Erde wagen willst, Gisa?" fragte sie besorgt.

„Ja", sagte Gisa ruhig.

Maria legte den Arm um Gisas Schultern.

„Gisa, ich habe Angst um dich!"

„Warum, Liebste? Ist es so schlimm, wenn ich das bißchen Leben bei einer Tat riskiere, anstatt mich von dem trägen Alltag nach und nach auffressen zu lassen?"

„Gisa, Gisa, ich verstehe dich oft nicht! Du bist mir in deinen Handlungen und Gedanken oft fremd, als kenne ich dich überhaupt nicht."

Gisa lächelte.

„Wie solltest du mich kennen, Maria? Der Mensch kennt sich ja selbst kaum, geschweige denn einen anderen."

„O Gisa, ich wünschte, daß dich die große Liebe einmal zur Erde herniederziehen möchte."

Gisa lachte hart auf.

„Du weißt, ich glaube nicht daran. Die Liebe ist Neugierde, Begehren, Flirt."

„Nein, Gisa, sie ist Glauben und Vertrauen!"

„Wann wollt ihr heiraten?" fragte Gisa unvermittelt.

„Noch vor Weihnachten! Wir wollen in den Feiertagen nach Garmisch reisen."

„Vielleicht fahre ich mit und übe mich auf den Skiern — das heißt, wenn es euch angenehm ist."

„Das wäre ja herrlich, Gisa!" jubelte Maria.

„Allerdings in den Flitterwochen hat man nicht gern einen lästigen Dritten bei sich. Doch ich werde euch in eurer Seligkeit nicht stören, Maria!"

Maria erzählte dann glücklich von der neuen Wohnung, von Einkäufen und Aussteuer. Gisa hörte mit halbem Ohr zu. Ihre Gedanken flogen über die Meere.

Als Maria gegangen war, empfand sie ein leises Gefühl der Leere. Maria würde wohl die Einzige sein, die um sie weinen würde, wenn sie von ihrer Fahrt nicht wiederkehrte.

*

Im Februar erhielt Gisa von Direktor Altmann ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, das halbfertige Flugzeug zu besichtigen und mit den Ingenieuren einige technische Fragen zu erörtern, die die Inneneinrichtung betrafen.

Sie flog an einem klaren Wintertag nach dem Werk.

Direktor Altmann begrüßte sie erfreut und führte sie in die Werkstatt. Da lag der halbfertige Rumpf ihres Flugzeuges.

Die Schweißapparate fauchten und die Hämmer dröhnten. Dr. Willfeld tauchte unter den Arbeitern auf. Er hatte einen blauen Monteuranzug, wie die anderen, an. Man sah es seinen Händen an, daß er sich nicht damit begnügte, die Arbeiten der Monteure zu beaufsichtigen, sondern daß er zufaßte, wo es nötig war.

„Dr. Willfeld hat ein großes Interesse an dem Flugzeug", sagte Direktor Altmann zu Gisa. „Er läßt die Arbeiten nur unter seiner Aufsicht ausführen."

Willfeld kam auf sie zu und begrüßte Gisa und den Direktor lachend. Er bat Gisa, sich noch eine halbe Stunde bis zum Mittagessen zu gedulden, da das Getöse eine Unterhaltung unmöglich machte.

Direktor Altmann verabschiedete sich und ließ Gisa allein. Sie sah interessiert den Arbeiten an dem riesigen Rumpf des Vogels zu. Als dann in der Mittagspause die Arbeiten unterbrochen wurden, führte Willfeld sie in den Rumpf. Die Benzin- und Öltanks waren bereits fertig gestellt. Willfeld fragte Gisa um ihre Meinung in der Aufteilung des freien Raumes. Sie war mit seinen Vorschlägen einverstanden. Dabei sollte sie für sich selbst eine abgetrennte Kabine erhalten, während für Stürbeck und den Monteur in dem gemeinsamen Raum die Lager eingerichtet werden mußten. Einige technische Neuerungen sollten noch ausprobiert werden.

„Ich hoffe, daß wir in einem Monat mit den Probeflügen beginnen können. Ich werde Sie natürlich davon sofort benachrichtigen lassen", schloß Willfeld seinen Bericht.

Er begleitete sie aus der Halle. Sie standen in dem schmutzigen Schnee in der Sonne.

„Vielleicht können Sie mir einen von Ihren erprobten Leuten als Bordmonteur empfehlen, Herr Doktor."

„Es käme darauf an, ob Ihnen der Mitfahrer angenehm sein würde, gnädiges Fräulein. Ich würde mich dann selbst als Begleiter anbieten."

Gisa war verblüfft.

„Sie, Herr Doktor?"

Er lächelte ein wenig verlegen.

„Ich glaube, daß ich die vorkommenden Reparaturen ausführen kann. Außerdem bin ich ein leidlich guter Pilot."

„Sie scherzen, Herr Doktor!"

„Durchaus nicht, gnädiges Fräulein!"

Gisa fühlte wieder ihre Unsicherheit dem Manne gegenüber. Ihr war, als nähme er ihr die Selbstsicherheit.

„Sie werden den Flug machen und nehmen mich als Ihre Begleiterin mit, nicht wahr?"

Der Mund lächelte, aber die Worte klangen bitter.

„Warum sind Sie so mißtrauisch, Fräulein von Benkendorf? Ich habe nicht die Absicht, Ihnen den Ruhm streitig zu machen."

„Sie sind der bekannte, erfahrene Pilot, ich würde mich Ihnen unterordnen müssen", entgegnete sie trotzig.

„Davon kann keine Rede sein, daß ich Ihnen die Führung aus der Hand nehmen werde, aber vielleicht könnte ich Ihnen doch durch meine Erfahrung nützlich sein."

In Gisa stritten sich zwiespältige Gefühle. Sie starrte auf den Schnee.

„Ich kann Ihnen heute keinen Entscheid geben, Sie müssen mir Zeit lassen, Herr Doktor. Der Vorschlag Ihrer Teilnahme an dem Flug ist mir zu überraschend gekommen."

„Gnädiges Fräulein, schon, daß Sie Bedenken gegen meine Teilnahme am Flug hegen können, veranlaßt mich, mein Angebot zurückzuziehen. Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit."

Das Blut stieg Gisa ins Gesicht. Sie war zornig auf sich selbst und auf den Mann.

Direktor Altmann befreite sie aus ihrer Verlegenheit. Er kam über den Platz auf die beiden zu.

„Gnädiges Fräulein, meine Frau und ich würden uns sehr freuen, wenn Sie unser bescheidenes Mittagessen mit uns einnehmen würden."

„Ich nehme Ihre Einladung dankbar an, Herr Direktor!"

Willfeld wollte sich verabschieden.

„Nein, Doktor, Sie kommen natürlich mit! — — Keine Widerrede, lieber Freund! Sie wissen, bei uns besteht kein Frackzwang. Also, wir werden warten, bis Sie sich umgekleidet haben."

Bald kam Willfeld zurück und sie fuhren zu Dritt zur Villa des Direktors. Frau Altmann und ihre Tochter, ein feines Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren, empfingen sie in dem gemütlichen Salon. Die Frau des Hauses begrüßte Gisa mit liebenswürdigen Worten. Willfeld küßte ihr die Hand.

„Leben Sie wirklich noch, Doktor? Ich hatte ganz vergessen, wie Sie aussehen."

„Der gute Willfeld hat nur noch Gedanken für das Ozeanflugzeug", scherzte Direktor Altmann.

Frau Altmann schob ihren Arm unter den Willfelds.

„Heute müssen Sie mir bei Tisch Gesellschaft leisten."

Gisa saß neben dem Direkor, Willfeld gegenüber.

Die Unterhaltung bewegte sich um allgemeine, nichtige Dinge. Schließlich fragte Altmann, welche Route Gisa bei dem Flug um die Erde nehmen wollte. Gisa antwortete, daß sie den Weg noch nicht endgültig festgelegt habe. Sie habe sich vorgenommen, über Südrußland, Tibet und die Mongolei nach Japan zu fliegen. Bei den Ozeanüberquerungen müßte sie sich natürlich nach den Wetterverhältnissen richten. Je nachdem würde sie eine nördlichere oder südlichere Route einschlagen.

„Ich wollte, ich könnte mitfliegen", rief Fräulein Altmann begeistert.

„Du sollst mit Onkel Willfeld einen Probeflug machen, Edith", erwiderte Altmann lächelnd.

„Über die Nordsee nach Helgoland, nicht wahr, Onkel Willfeld?"

„Das wäre nicht unmöglich, Edith", sagte Willfeld. „Eine größere Strecke müssen wir uns schon für den Probeflug vornehmen."

„Haben Sie schon einen Begleiter für den Flug gefunden, gnädiges Fräulein?" wandte sich Altmann wieder an Gisa.

„Nein."

Sie wagte nicht, Willfeld anzusehen. Sie wußte, daß ihr Blick seinen hellen Augen begegnen würde.

„Es wäre jedenfalls zweckmäßig, wenn Sie sich recht bald nach einer geeigneten Persönlichkeit umsehen würden. Der Mann könnte sich vielleicht schon jetzt während des Baues mit den Eigenarten des Flugzeuges vertraut machen."

(Fortsetzung folgt.)

Straßen in Kairo.

Reisebilder von Dr. K. Streckenbach, z. Zt. Kairo.

Kuh und Tochter.

Gerade vor dem Haus, das uns beherbergt, zieht sich eine breite, ordentliche Straße hin. Eine Haltestelle für Autos gibt es da; zehn, oft zwanzig Wagen warten auf Fahrgäste; kleine Läden liegen in der Straße, eine Bank sogar hat hier ihre Filiale, wir befinden uns mitten in einem „Europäer-Viertel". Und dann kommt gegen Abend, so zwischen fünf und sechs Uhr, der Milchmann. Nicht mit Kannen oder Flaschen: Er kommt mit seiner Kuh, und die Kuh bringt ihre junge, unerfahrene Tochter mit. Da stehen sie auf der Straße, auf dem Bürgersteig natürlich, denn die vielen Autos sind doch gefährlich, der Mann trägt die Milch in die Häuser, die Kuh wartet geduldig, und die Tochter steht brav neben ihr. Und wenn der Herr und Meister einen guten Bekannten getroffen hat und einen Schwatz von ein paar Stunden macht, dann legt Mutter Kuh sich auf den Bürgersteig, und das Töchterchen legt sich daneben. Niemanden stört sie. Man macht einen kleinen Bogen um die beiden Damen.

Zwischen Palästen.

Von dieser Straße geht man fünf Minuten gen Osten, dann sieht man sich inmitten vornehmer Gärten, Villen, Paläste. Vor jedem Haus ein Boab, ein Wächter, auch Hausmeister und Oberchef der Außendiener, umgeben von seinen Freunden, Angestellten und solchen, die da hoffen, es bald einmal werden zu können. Ha, Diener des großen Pascha zu sein! Rede ich dann noch mit dir, du kleiner Kerl, der du bei einem gewöhnlichen Bey dienst? Wer hat so gewaltige Rosen im Garten wie unser Pascha? Wer hat die drei teuersten Autos im Stall stehen? Wer könnte sich zehn Frauen halten, wenn er wollte? Unser Pascha, unser großer Pascha. Er besitzt Baumwollfelder von einer Größe, daß du mit dem Auto in einem langen Tage nicht herumfahren kannst. Er hat ein Konto bei der ganz großen Bank, mehr Geld vielleicht als der König.

Oben am Fenster steht eine kleine, kränkliche Gestalt mit feinem, durchgeistigtem Gesicht: Der große Pascha. Er ist gar kein „großer" Pascha; er ist nur reich, er wohnt in einem dieser Paläste, bei weitem nicht im größten, vielleicht im kleinsten sogar, aber er ist „unser" Pascha, und wir müssen von ihm groß reden, ganz groß, denn auch wir brauchen von diesem Lichte des Reichtums, der Pracht und der Herrlichkeit, unsere Brüder wohnen in traurigen Hütten.

Tierfang.

Kein Großtierfang; keine Riesenfallen werden aufgestellt. Nein hier mitten im modernen Mittelpunkt der Stadt, dicht bei den großen Hotels, umbraust vom Verkehr der tausend Autos und Wagen und Radler sitzen ihrer sieben in den halbzerfetzten Lumpen, die zur Selbstverständlichkeit werden, bist du erst drei Stunden im Lande. Da sitzen sie und durchsuchen die Falten der verdeckten Gewänder, vorsichtig auf jeden Vorteil bedacht. Oft finden sie, was sie suchen, und freuen sich des Erfolges. Wer noch halbwegs gläubig ist, setzt freundlich das eingefangene Tier auf die Straße, auf daß es weiterhüpfe. Denn die Erfahrung lehrt, daß diese Tiere fliehen und sich nie wieder auf den Ergreifer stürzen. — Zu spät hast du das Tun der Sieben entdeckt, zu kurz wurde dein Bogen. In einer halben Stunde beginnt dein eigener Dienst als Tierfänger.

Basare für euch und für uns.

So hast du dir den echten, den wahren Araber schon immer vorgestellt: In Falten gelegt das reiche, seidene Gewand, die Schultern geschmückt mit buntem Schal, den breit gebundenen Turban um den Kopf. Da wandern sie, die Söhne der weiten Wüste, nähern sich dir, ein Blick verrät ihnen ungefähr, woher du stammst, und sie reden dich mit freundlicher, vornehmer Geste an: „Mein Onkel, Hassan Bay Ramadan, Kaufmann in Bombay und Kairo, hat hier um die Ecke sein Geschäft. Sie finden dort, mein Herr, die auserlesensten Dinge der Orients zu lächerlichen Preisen, denn die Krise ist groß, mein Herr!"

Und er führt dich zu Hassan, und er spricht mit Hassan, wie er gestern gesprochen hat, wie er — Inschallah! — morgen sprechen wird; er hat viele, unendlich viele solcher Onkel und Vettern, mit denen er so nahe verwandt ist wie mit dir. Er fühlt sich dir um so näher, je höher seine Provision wird. Denn es ist sein Beruf, Fremde, die durch den Basar wandern, zu seinen Vettern zu bringen. Er führt dich zu den Wohlgerüchen des Morgenlandes, und die stammen aus Dresden oder Leipzig, er verkauft dir echte Dinge aus Böhmisch-Indien und handelt für dich mit seinem treuen Vetter.

Keines Heimischen Fuß berührt diese herrlichen Läden; sie sind für Fremde da, mögen die fremdländischen Schurken hier ihr Geld lassen und froh von dannen ziehen! Wir, die wirklichen Hassans und Nahas, die wirklichen Mohammeds und Alis, wir haben unseren eigenen Basar in winkligen Gassen, wir kennen jeden dieser vielen hundert Kaufleute, wir handeln nicht eine halbe Stunde wie du, der du doch meinst, du hättest nun Wunder an Preisen erielt, wir handeln drei, vier Stunden, trinken in jeder dieser frohen Stunden einen kleinen Kaffee und kaufen morgen. Oder erst übermorgen — oder gar nicht. Uns kann dieser Kaufmann nicht erzählen, daß der rote Stoff aus Indien kommt; wir suchen gar keinen indischen Stoff, wir wollen schöne, bunte Kunstseide, die wir kennen, oder schwere, echte, syrische Seide, die wir nicht minder kennen. Wir wissen, was wir wollen, wir lächeln über die als Wüstenfürsten verkleideten Anreißer und Fremdenführer, wir kennen sie, diese lächerlichen Gestalten, denn wir sehen sie, wenn sie am Abend die Fürstenhülle fallen lassen, sich das geflickte Straßenhemd anziehen und mit einem Teller Reis und stark duftenden Zwiebeln ihre Mahlzeiten krönen.

Zehn Schritt recht und links.

Gassen von zwei Schritt Breite. Schmutz in Fülle, und mitten im Schmutz eine kleine Moschee, ein Wunder an bizarrer Baukunst. Kinder, in Dreck gebadet, davor, Sonne darüber. Zehn Schritte weiter rechts ein hohes Haus, acht Stock hoch, ganz neu, Beginn einer neuen Zeit, — zehn Schritt weiter links eine Allee, Palmen und Hecken, und noch zehn Schritt weiter, dann stehst du vor reichen Palästen, in deren Vorgärten sich ein Dutzend Diener rekelt. Blinde Bettler stolpern durch den Unrat der Gassen, stehen vor den Palästen und singen keuchend das Lied ihres Unglücks. Ein Kind, halbnackt, in Fetzen, von bräunlicher, also praktischer Hautfarbe, sammelt die kärglichen Münzen. Wo wohnen sie, der Alte und das Bettelkind? — Irgendwo in einem Hofe voll Schmutz und Abfällen, gleich hier um die Ecke vielleicht, ein paar Schritte nur vom Palast mit den zwölf Dienern, die sich im Vorgarten rekeln.

Der Spionenkönig der Levante.

Von Rudolf W. Schillings.

Jahre vor dem Beginn des Weltkrieges war das, da machte unter den dunklen Existenzen der Levante ein Mann Anspruch darauf, als die dunkelste Erscheinung gewertet zu werden. Ein gewisser Hussein El Gerety war das —, wenigstens gab er vor, so zu heißen. In der Unterwelt sind Namen ja sowieso nur Schall und Rauch, ganz besonders im Vorzimmer des Orients, in der Levante, der schönsten Brutstätte für zweifelhafte Elemente.

Woher der sogenannte Hussein kam, in welchem Schmutzloch der Erde seine Wiege gestanden hatte, das weiß man nicht. Es hat auch niemals jemand dafür Interesse gehabt. Er tauchte jedenfalls zuerst in Kreta auf; diese Insel schien ihm der gegebene Ausgangspunkt für seine Laufbahn zu sein.

Ganz klein fing Hussein El Gerety an, als ganz und gar nicht erwähnenswerter unbedeutender Schmuggler und Bandit. Bekannter wurde er schon — wenigstens unter seinesgleichen —, als er binnen vier Wochen zwei kleinen Schmugglerhäuptlingen das Messer in die Rippen gerannt hatte und auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege zu einer gewissen Macht gelangt war.

Man kann nicht behaupten, daß Hussein auf diesen bescheidenen Lorbeeren einschlief. Er hatte ein Fingerspitzengefühl dafür, wo sich das ganz große Geschäft machen ließ. Er verlegte sich auf den Schmuggel von Rauschgiften nach Ägypten und tat dies in einem solchen Maße, daß er nach knapp einem Jahre der ausgesprochene Schrecken der ägyptischen Polizei war.

Die kühnsten Polizisten, die gerissensten Kriminalbeamten lagen auf der Fährte des großen Schmugglers und fingen ihn nie. Hier und da beschlagnahmte man eine kleine Opiumsendung —, nun, solche „Spesen“ konnte Hussein spielend tragen. Jahrelang ging dieser Kleinkrieg, und El Geretly wurde steinreich dabei.

Erst im Jahre 1912 machte das Schicksal den ersten Strich durch seine bislang so glatten Rechnungen. Damals kam Lord Kitchener nach Ägypten und hörte von dem unbezwingbaren Rauschgiftschmuggler. Kitchener schwor, diese Giftpflanze auszurotten, und hielt seinen Eid. Er drückte in diplomatischen Verhandlungen durch, daß Hussein von Kreta abgeschoben wurde, und mit dieser Zerstörung der Basis hatte sich der ägyptische Rauschgiftschmuggel erledigt.

Zwei Jahre später blühte Husseins Weizen von neuem. Der Weltkrieg war ausgebrochen, und England lag viel daran, das östliche Mittelmeer fest in der Hand zu haben. Aber der englische Geheimdienst mußte erkennen, daß dort die Lage alles andere als rosig war. Die Spionagezentrale in Athen arbeitete erbärmlich schlecht, sie mußte mit Agenten der Gegenseite von oben bis unten durchsetzt sein. Die Verantwortlichen im Geheimdienst rangen die Hände. Sie hatten niemand, der fähig war, diese faule Stelle zu überwachen und die unzuverlässigen Elemente auszumerzen. Da gab Kitchener selber dem „Secret Service“ den einstigen Großschmuggler Hussein als den einzigen Mann an, der diese Aufgabe meistern könnte.

Der „Secret Service“ war in der Wahl seiner Mitarbeiter seit jeher von unbedenklicher Großzügigkeit gewesen. Hussein El Geretly wurde aufgestöbert und engagiert. Er erfüllte die Erwartungen seiner Auftraggeber vollauf. Vor ihm und seinen Spähern war in der Levante niemand sicher, und bald arbeitete die Spionagezentrale in Athen wieder tadellos nach Londons Wunsch.

So kam man dann auch darauf, El Geretly die schwierigste Aufgabe zu übertragen. Die deutschen U-Boote hatten sich zum Schrecken der alliierten Schiffahrt im Mittelmeer entwickelt. Sie mußten geheime Stützpunkte haben, aber wer sollte die finden? Der „Secret Service“ entschied sehr bald: Hussein El Geretly.

In Husseins Händen lief damals fast die gesamte Ententespionage der Levante zusammen. Es gelang ihm zwar nicht, den deutschen U-Booten das Arbeiten im Mittelmeer unmöglich zu machen, aber die deutschen U-Bootkommandanten mußten bald erkennen, daß ihnen im Dunkel ein mächtiger, mit allen Wassern gewaschener Gegner gegenüberstand. Man hatte auch bei der Erledigung dieser Aufgabe im Londoner „Secret Service“ alle Ursache, mit dem einstigen Opiumschmuggler zufrieden zu sein.

Nach Ende des Krieges benötigte man Husseins Dienste nicht mehr und ließ ihn ebenso schnell fallen, wie man ihn vorher hochgezogen hatte. Hussein kümmerte sich nicht darum. In der Levante schwelten genug Feuer, auf denen er seine trüben Süppchen kochen konnte.

Es dauerte lange, aber auch in der Levante trat schließlich zum großen Kummer aller dunklen Existenzen eine gewisse Befriedung ein. Leute vom Schlage Husseins wurden wieder brotlos. Hussein besann sich auf seine Vergangenheit und wurde wieder, womit er einst begonnen, Schmuggler- und Banditenführer auf Kreta. Sein Glücksstern, der in einer ins Wanken geratenen Weltordnung so hell geleuchtet hatte, war jedoch im Sinken. Hussein El Geretly wurde ergriffen, vor den Richter gestellt und schnell und formlos zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, und ebenso schnell und formlos schlossen sich die Tore des Kerkers hinter ihm.

Das ist der vorläufige Schlußstrich unter diese wildromatische Laufbahn. Ob der grau gewordene Schmuggler- und Spionenkönig der Levante noch einmal von sich reden macht, ist zu bezweifeln. Im Augenblick wenigstens hat man für Leute seines Schlages auch in der Levante keinen Bedarf mehr.



Bunte Chronik



Die Todesstrahlen.

Der englische Forscher Dr. Chadfield, Professor für Elektrizitätslehre an der Technischen Schule in Leicester, hat einen Apparat konstruiert, welcher elektrische Wellen aussendet, durch die Insekten auf der Stelle getötet werden. Der junge Gelehrte behauptet, daß alle nervösen Reaktionen von Lebewesen auf elektrischen Vorgängen beruhen und daher durch elektrische Ströme von hoher Frequenz ausgeschaltet werden können. Dr. Chadfield bezweckte mit seinem Apparat ursprünglich, ein Heilmittel gegen neuralgische Schmerzen zu finden. Er war selbst aufs äußerste überrascht, als er entdeckte, daß durch die von dem Gerät ausgesandten Wellen kleine Insekten, Fliegen, Mücken usw., getötet wurden. Er nimmt an, daß diese „Todesstrahlen“ bei genügender Ausbauung der Erfindung auch für den menschlichen Organismus verhängnisvoll werden können. Der junge Forscher war von der Schwere seiner Entdeckungen so betroffen, daß er einen Nervenanfall erhielt und monatelang ruhen mußte, ehe er seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Die Auswirkungen dieser Erfindung — wenn Dr. Chadfields Beobachtungen tatsächlich zutreffen sollten — wären unausdenkbar. Der Erfinder, der noch keinem Menschen die Besichtigung seines Apparates gestattet hat, erklärte jetzt öffentlich, daß er seine Erfindung selbst zerstören und das Geheimnis mit ins Grab nehmen werde, weil seine Arbeit als Waffe gegen das menschliche Leben ausgenutzt werden könnte.

Unheimlicher Besuch.

Aus einem Nachbardörfchen von Kaiserslautern wird der Pfälzer Zeitung folgendes drollige Stückchen berichtet:

Eine Mutter machte sich, mit einem großen Hammer bewaffnet, auf den Weg in die Dorfschule und wünschte die Lehrerin zu sprechen. Die Lehrerin wurde vor Schreck ganz bleich, als sie diesen unheimlichen Besuch gewahr wurde. „Ich bin die Lehrerin, was wollen Sie denn von mir?“ bemerkte das Schulfräulein mutig zu der Mutter. Die Antwort der bewaffneten Mutter lautete: „Was ich will, das werden Sie gleich sehen! Ich bin die Mutter Ihres Schülers Franz Müller, der ständig mit zerrissenem Hosenboden von der Schule heimkommt.“ Die Mutter stürmte dann eilig in den Schulsaal: „Ich will bloß mal den Nagel in die Schulbank hineinschlagen, auf der mein Bub sitzt und sich dauernd die Hosen zerreißt.“ Wütend hämmerte sie auf die Schulbank ein. Dankend und gleichzeitig wie erlöst aufatmend, drückte dann die Lehrerein der Mutter die Hand, die jedoch nur mehr murmelte: „Das werd' ich noch weiter besorge; die Rechnung werd schon noch 'm Bergemeeschder geschickt.“

Zunahme der indischen Kinderehen.

Der Versuch, durch ein Gesetz die indische Unsitte der Kinderehen abzuschaffen oder diesem Übelstand wenigstens vorzubeugen, muß als fehlgeschlagen betrachtet werden. Das im Jahre 1929 geschaffene Gesetz der Regierung, das die Zahl der Kinderehen einschränken sollte, ist ein totes Papier geblieben, um das sich niemand kümmert. Im Gegenteil, nach den neuesten, von den englischen Behörden erhobenen statistischen Feststellungen gibt es heute um 40 Prozent mehr Kinderehen als vor zehn Jahren, während die Bevölkerung in viel geringerem Maße zugenommen hat. Im Jahre 1921 zählte man 8½ Million Eheleute, die das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatten, im Jahre 1931 gab es bereits 12¼ Million Verheiratete unter fünfzehn Jahren. Inzwischen ist die Zahl weiter gestiegen. Über tausend Verheiratete sind sogar erst unter fünf Jahre alt. Nicht selten kommt es vor, daß sich in den indischen Schulen mehrere Ehepaare befinden, die gemeinsam den Unterricht besuchen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.